# Allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen

Autor(en): **Boesch, B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **40 (1950)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1004676

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

## Eine frühe Darstellung des Christbaumes.

Von Adolf Reinle, Luzern.

Im Archiv der Luzerner Kunstgesellschaft, welches auf der Bürgerbibliothek deponiert ist, befindet sich eine Reihe von Skizzenbüchern mit Zeichnungen und Aquarellen von Dilettanten und Kleinmeistern. In einem mit A 23 bezeichneten Album ist umstehendes, in grauen Tönen ausgeführtes Aquarell eingefügt, signiert «Hauser». Es handelt sich folglich um die Arbeit des vorübergehend in Luzern ansässigen, aus Zurzach gebürtigen Malers Heinrich Hauser. Er verliess Luzern 1820 und zog nach Baden, wo er 1830 starb. Jedes Mitglied der Künstlergesellschaft musste als Andenken und Tribut einen Beitrag von seiner Hand stiften. Laut Protokoll der Gesellschaft tat dies Hauser am 11. Mai 1819. Damit haben wir einen ziemlich genauen Termin für die Entstehung unseres Bildes. Dieses ist eine interessante Darstellung der Nikolausbescherung in einer biedermeierlichen Familie. Der bärtige Heilige in vollem Bischofsornat wendet sich zu den ängstlich um die Eltern gescharten Kinder. Ihm folgt, mit altertümlichem Zopf des 18. Jahrhunderts, ein Diener im Gewand eines Diakons, ein kleines, mit Schmuck oder Süssigkeiten behängtes Tännchen in der Linken. Auf dem Tisch sind Gaben, vor allem Früchte, ausgebreitet. Links ist eben die Stubentüre aufgegangen und herein poltert der «Schmutzli», ein in Hosen und kurzes Wams gekleideter bartloser Geselle mit Teufelshörnern, einen Sack über der Schulter, eine Rute in der Rechten. Interessant ist an dieser Darstellung die Funktion des Christbaums als Gabe des Nikolaus und die Teufelsgestalt des Schmutzli. Auf verwandte Zeugnisse sei hier nicht näher eingegangen. Offen ist auch die Frage, ob Hauser eine Jugenderinnerung aus seiner aargauischen Heimat wiedergab oder ob er den Brauch schilderte, wie er in Luzern sich abspielte.

## Allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen.

Von B. Boesch, Zürich.

Es ist von Zeit zu Zeit nötig die Gemüter aufzurütteln, den Schatz der Muttersprache nicht zu verschleudern; aber mit Beschwörungen ist es nicht getan. Wir müssen die bedrohten Werte deutlich vor die Augen aller stellen und auch klar sagen können, *was* denn eigentlich gute Mundart sei und ein Buch anbieten, in dem man sich rasch und zuverlässig orientieren kann. Nicht ein totes Regelbuch, sondern eine lebendig sprechende Beschreibung

des guten Sprachgebrauchs, wie er heute, bei aufmerksamem Hinhören, noch allerorten zu finden ist. Diese Bestandesaufnahme kann zeigen, dass auch die Mundart ihren geheimen Gesetzen folgt, dass auch ihr gegenüber nicht jede Willkür erlaubt ist. Freilich, die Musterung dessen, was sich ordnen lässt, führt erst recht zum Unberechenbaren, zu einer Fülle, die noch manches Wunder verschlossen hält, doch enthüllen allein schon jene Zugänge, die eine Grammatik dem Verstande und dem Gemüte zu eröffnen vermag, eine reich gegliederte Welt. Davon hat uns Albert Webers «Zürichdeutsche Grammatik» (1948) überzeugt. Sie ist ein glücklicher Anfang und der «Bund Schwyzertütsch» möchte weitere, ähnliche Werke ins Leben rufen. Er geniesst dabei Sympathie und Unterstützung der Stiftung «Pro Helvetia» und des Heimatschutzes.

Die Grammatiken sollen nicht nur beschreiben, wir erwarten mehr von ihnen: irgendwo muss in der drohenden Sprachverwirrung unserer vom Verkehr durcheinander gerüttelten Schweiz gesagt werden, was am Orte gelten soll, was guter, eingesessenen Sprechern sorgsam abgelauschter Sprachgebrauch sei. Ein derartiger Führer ist nicht dasselbe wie ein rein wissenschaftliches Buch (ich denke an die «Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik»): nicht weil er weniger zuverlässig sein soll, sondern weil vom Verfasser noch andere Qualitäten verlangt werden; er muss sich beschränken und er muss werten können. Er darf kein Wissen ausbreiten, das besondere sprachliche Bildung voraussetzt und er soll dort, wo die Gefahren lauern, den Finger auflegen. Er soll offen Partei ergreifen zugunsten des Echten, ohne zu sehr Schulmeister zu sein: er überzeuge den Leser und lasse ihn in Freiheit selbst entscheiden. Eine Reihe derartiger Bücher, die zuerst da erscheinen, wo städtische Mundarten Gefahr laufen, ihr Gesicht zu verlieren und in ein verwaschenes Durchschnitts-Schweizerdeutsch einzumünden, wird den Blick für die Unterschiede schärfen. Das ist reizvoll, denn wir wollen wissen, was wir an unserm Dialekt an Eigenem, Besonderem haben. Es gibt für jede Landschaft, und sei sie noch so klein, ein mundartliches Notgepäck, dessen sie sich niemals schämen und das sie nicht abwerfen darf, soll es nicht dem Sprachleib ans Mark gehen.

Grammatiken und Wörterbücher sind sicher nicht das Einzige. Vereint mit ihnen muss ein Schrifttum zur täglichen Sprachpflege mithelfen wie bisher, und jede Landschaft und jede Stadt hat hier ihre eigenen Rezepte und ihre eigene Tradition. Es gibt Schriften, die man mit Vergnügen liest, andere, in denen man jederzeit nachschlagen will. Man kann die Wörter in den Zusammenhang des Lebens und der Sachen hineinstellen: nur da leben sie. Wünscht

man aber, sich jederzeit mit ihnen zu wappnen, so eignen sich regionale Wörterbücher, die, alphabetisch geordnet, griffbereit zur Verfügung stehen.

Die geplanten Werke dienen in erster Linie dem *gesprochenen* Wort. Zwar sitzt die Mundart als Umgangssprache noch ordentlich im Sattel, schlechter steht es um ihre Sicherheit bei der öffentlichen Rede, im Radio, überall dort, wo viele hören, aber nur einer spricht. Es gilt hier die Befangenheit abzustreifen und die vor einem Publikum gesprochene Mundartrede von den unpassenden, hochsprachlichen Krücken zu befreien und jene Hilfen zu bieten, die uns beim bewussten Mundartgebrauch heute noch nicht zur Hand sind. Mit vermehrtem Gebrauch ist der Mundart noch nicht gedient, nur der bessere Gebrauch ist dem Hochdeutschen vorzuziehen: wir müssen ihn wünschen für viele, nicht alle Gelegenheiten, die das schweizerische öffentliche Leben dem gesprochenen Worte bietet.

Grammatiken können keine «Volksbücher» sein. Eine theoretische Befassung mit Sprache ist dem, der in ihr voll geborgen ist, fremd, oft unerwünscht. Und doch lässt er sich durch die Mode der Gebildeten allzu leicht zu Anleihen verleiten, die schlecht in einen unverbildeten Mund passen. Wir müssen die Mode seiner Vorbilder ändern und uns darum zuallererst an die Lehrer, die Politiker, die Einflussreichen und die allseits Geachteten wenden, welche bewusst oder unbewusst nachgeahmt werden, damit sie sich auf ihre Verantwortung, die sie mit der Sprache auf sich nehmen, besinnen. *Sie* vor allem sollen sich mit dem Gut ihrer Mütter und Väter wieder anfreunden und ein Buch, wo dies alles niedergelegt ist, soll sie dankbarer stimmen gegenüber der Sprache, die uns im Kriege eine Zuflucht war. Die Jugend muss zum guten Gebrauch der Mundart angeleitet werden, der gesunde Mitteilungsdrang in der Muttersprache soll nicht zu früh abgewürgt werden, damit wir davon noch etwas für eine weniger verkrampfte Verwendung der Schriftsprache erübrigen.

Auch die *geschriebene* Mundart wird Nutzen ziehen. Mit geschultem Ohr fassen wir den mundartlichen Klang besser: er gehört zum Wesen jeder volkskundlichen Aufzeichnung. Durch grössere Treue könnte manche Arbeit auf diesem Gebiete sehr an Quellenwert gewinnen. Die guten Mundartschriftsteller hat die Grammatik allerdings nicht zu belehren, da ist's umgekehrt. Aber sie kann den Sinn schärfen für echte Mundartdichtung, deren Quell nur rein fliesst, wenn er bodenständige Sprache emporstrudelt. Mundartdichtung nur deshalb zu schätzen, weil sie schlecht und recht Mundart schreibt, ist töricht. Diese Dichtung verdient denselben kritischen Ernst der Beurteilung wie die schrift-

deutsche, wo sie als echt erkannt ist; aber auch dieselbe Achtung und den Raum in Presse und Buch, nicht aus Entgegenkommen, sondern aus Ernstnehmen. Leider wird das Wort «Heimat», durch die Einengung seiner Bedeutung auf das Traulich-Niedliche, nur allzuoft abgewertet.

Es geht — auf weite Sicht betrachtet — darum, ob unsere Mundart als selbständige, lebensgestaltende Macht weiter bestehen soll. Der mundartliche Laut ist wenig gefährdet, aber der Stamm könnte ausgehöhlt werden. Das Ende wäre die alemannisierende Lautgestalt einer Sprache, die sich fast unbemerkt zu einer süddeutschen Umgangssprache gemausert hätte. Nur eine im Kern selbständige Mundart entgeht der Gefahr des Provinziellen und gewährt auf vielen Gebieten des Lebens den Vorzug einer mit der eigenen Überlieferung verwachsenen Weltauffassung[1].

## Begräbnisschmuck im Avers.

Von Robert Wildhaber, Basel.

Bis etwa zum Jahre 1900 wurde im Avers bei Begräbnissen ein besonderer Schmuck getragen, der sog. *Totameia*[2]. Am Begräbnistag hefteten sich die Kinder und ledigen Burschen und Jungfrauen diese Meien auf ihre Kleider; die Verheirateten trugen sie nicht. Nach der Beerdigung wurden sie den Angehörigen zum Andenken an das verstorbene Familienmitglied gegeben. Diese rahmten sie gelegentlich ein oder bewahrten sie sonst auf; sie spielten aber im Brauchtum keine weitere Rolle mehr und sind deshalb heute recht selten geworden. Sogar die Erinnerung daran scheint im Aversertal heute am Verblassen zu sein, wenigstens teilte mir mein Gewährsmann mit, er habe längere Zeit nachfragen müssen, und es hätten nicht alle Angaben gleich gelautet; auf jeden Fall habe bei einzelnen von meinen Fragen eine gewisse Unsicherheit bei der Beantwortung bestanden. Immerhin dürfen die hier niedergelegten Angaben als sicher und bestätigt gelten.

---

[1] *Anmerkung*. Ein Redaktionskomitee wird die geplante Reihe betreuen, gleichzeitig aber auch allen andern Verfassern, die sich der mundartlichen Sprachpflege widmen, ratend beistehen, sofern sie es wünschen. Ihm gehören die Professoren Altwegg (Basel), Dieth (Zürich), Zinsli (Bern), Dr. A. Guggenbühl, der Obmann des Bundes Schwyzertütsch und der Verfasser dieser Zeilen an.

In einem Patronatskomitee sind jene Gruppen vertreten, die auf dem Gebiete ihres Heimatkantons den angestrebten Publikationen den Weg bereiten helfen.

[2] Das Schweiz. Id. führt das Wort unter *Maie* nicht an; es werden aber dort, 4, 7, aus einer Berner Kleiderordnung von 1767 erwähnt: «Meien und Kränze an den Leichenbegängnissen auf die Totenbäum zu tun».